

Die Entwicklungszusammenarbeit sollte sich selbst ernster nehmen

Nicole Maron Oscamayta

Ich werde immer wieder gefragt, warum ich in der Entwicklungszusammenarbeit tätig bin. Schließlich könnte ich in der Schweiz oder in Deutschland ein Vielfaches verdienen, hätte bessere Sozialleistungen, müsste mir keine Sorgen um meine Gesundheitsversorgung oder Altersvorsorge machen und hätte ganz im Allgemeinen bessere Lebensbedingungen. Warum verzichte ich so selbstlos auf all das und opfere die Vorzüge eines angenehmen Lebens, um armen Menschen zu helfen? Ich beantworte die Frage jeweils gern dahingehend, dass so ziemlich alles an ihr falsch ist. Vor allem die Worte „selbstlos“, „arm“ und „helfen“. Dass ich mindestens genau so viel von der Zusammenarbeit profitiere wie meine bolivianischen Kolleg*innen. Dass ich nicht in Bolivien bin, um zu helfen oder um den Menschen hier beizubringen, wie sie ihr Leben verbessern können. Dass wir zuerst einmal darüber nachdenken sollten, was es überhaupt bedeutet, ein „gutes Leben“ zu haben. Ob Geld uns wirklich reich macht. Und ob die Welt-

sicht und die Lebensweise des Globalen Nordens tatsächlich so große Erfolgsrezepte sind, dass wir sie auch noch exportieren müssen. Denn eigentlich führen sie vor allem dazu, dass wir den Planeten zerstören, auf dem wir leben, und zwar mit effizienter Gründlichkeit.

Im Gegensatz zu anderen Entwicklungskritiker*innen bin ich allerdings nicht der Meinung, dass die Entwicklungszusammenarbeit abgeschafft werden sollte. Ich bin vielmehr der Meinung, dass sie sich selbst ernster nehmen sollte: Prinzipien wie Zusammenarbeit auf Augenhöhe und gegenseitiges Lernen sind zentrale Bestandteile der Leitbilder vieler Organisationen – doch solange der Norden nach wie vor die Voraussetzungen, Ziele und Methoden der meisten Entwicklungsprojekte vorgibt, sind sie schwierig umzusetzen. Viele Dienstleistende geben zu bedenken, dass beispielsweise die Art der Wirkungsnachweise, wie sie von Entsendeorganisationen gefordert werden, in erster Linie deren „europäischen Logik“ entsprechen und nicht der Realität oder den Zielen der Partner*innen im Süden. Vielleicht kann bis zu einem gewissen Punkt gerechtfertigt werden, dass, wer das Geld hat, auch in der Entwicklungszusammenarbeit das Sagen hat. Doch wenn man von Austausch und Zusammenarbeit spricht, müssten solche Machtstrukturen zumindest offen thematisiert werden. Es ist nicht abzustreiten, dass vielen Entwicklungsprojekten nach wie vor hierarchische und asymmetrische

Die Auskunft der Fachkräfte

Sie arbeiten im „globalen Süden“, haben spezielle Kenntnisse und Erfahrungen und wissen etwas mit Vorsprung: dass sie selbst die am meisten Lernenden sind. Sie haben dem „Norden“ etwas Wichtiges mitzuteilen: Es ist an ihm, zu lernen und sich zu entwickeln.

Strukturen zu Grunde liegen – doch wenn wir es schaffen, auch Grundsätzliches wie die Forderung nach einer bestimmten Art von Wirkungsnachweisen, Effizienz oder Nachhaltigkeit radikal in Frage zu stellen, macht Entwicklungszusammenarbeit für mich definitiv weiterhin Sinn. Zum Beispiel mit der Entwicklung hin zum „Welt-dienst“, die sich die AGEH, dann AGIAMONDO, vorgenommen hat.

„Wir müssen den Gedanken zulassen, dass Menschen aus den Ländern, die wir seit Jahrzehnten als Entwicklungsländer oder gar als Dritte Welt bezeichnen, uns etwas beibringen können – beibringen müssen.“

Das Rundum-Sorglos-Paket

Auch innerhalb der aktuellen Strukturen hat jede Organisation und jede/r Dienstleistende die Möglichkeit, bis zu einem gewissen Grad seine oder ihre Rolle so auszugestalten, wie es für ihn oder sie Sinn macht. Diesbezüglich erlebe ich meine Kolleg*innen von AGIAMONDO als reflektiert und selbstkritisch. „Wir sind viel und gern mit unseren bolivianischen Arbeitskolleg*innen zusammen, haben sie aber bisher bewusst nicht zu uns nach Hause eingeladen“, sagen zum Beispiel Anne Erbe und Andres Dehmel, die beide mit AGEH und COMUNDO in Bolivien im Dienst sind. „Es macht die Zusammenarbeit nicht einfacher, wenn offensichtlich wird, wie ungleich höher unser Lebensstandard ist – auch wenn wir bescheiden leben und ein Unterhaltsgeld weit unter deutschen Tariflöhnen erhalten.“ Ähnlich bei der Gesundheitsversorgung: Mit unserer ausländischen Versicherung – einem „Rundum-Sorglos-Paket“, wie Andres Dehmel es formuliert – können wir uns in einer Privatklinik behandeln lassen, während unsere Arbeitskolleg*innen ins öffentliche Krankenhaus müssen.

Mit Privilegien umzugehen, bereitet vielen AGEH-Einsatzleistenden Mühe, vor allem im Hinblick auf den Anspruch einer Zusammenarbeit auf Augenhöhe. „Ganz abgesehen von der finanziellen Situation haben wir ja beispielsweise auch viel mehr Ferien als unsere Arbeitskolleg*innen“, sagt Eva Tempelmann, die mit der AGEH und COMUNDO in Peru im Einsatz ist. „Das ist auch nach fünf Jahren noch ein Thema für uns – einerseits möchten wir unsere Privilegien nicht unnötig ausreizen, andererseits ist die gemeinsame Freizeit für uns als Familie mit den Kindern auch sehr wichtig.“ Ulrike Purrer, die über die AGEH und COMUNDO in Kolumbien arbeitet, betont: „Natürlich kann man nicht behaupten, dass wir uns in Bezug auf den Lebensstandard auf Augenhöhe mit unseren lokalen Mitarbeiter*innen befinden.“ Und dies, obwohl sie eine der wenigen Einsatzleistenden ist, die wirklich das lebt, was man einen einfachen Lebensstil nennen kann: Sie lebt in einer Holzhütte mitten in einer Siedlung am Rand der kolumbianischen Stadt Tumaco, ohne fließend Wasser, ohne Fernseher und bis vor kurzem ohne Waschmaschine – und zwar ganz bewusst, denn sie arbeitet in einem Jugendzentrum im selben Viertel. „Trotzdem gibt es einen sehr großen Unterschied zwischen uns ausländischen Fachkräften und den Menschen hier: Wir sind freiwillig hier, und wenn irgendetwas passiert, können wir jederzeit gehen.“ Dass sie inzwischen schon seit sieben Jahren in Tumaco lebt, unterscheidet Ulrike Purrers Situation von Fachkräften, die nur zwei oder drei Jahre lang bleiben – auch bezüglich der Art der Zusammenarbeit. „Nach drei Jahren hatte ich langsam das Gefühl, eine Basis aufgebaut zu haben, die es mir erlaubte, einigermaßen kohärent zu arbeiten. Deswegen halte ich Arbeitsverträge mit einer Frist von weniger als fünf Jahren eigentlich nicht für sehr sinnvoll.“

Während die Idee von ein- oder zweijährigen Vertragsfristen, wie sie heute bei vielen Organisationen üblich sind, darin besteht, eine lokale Organisation punktuell in einem bestimmten Fachbereich zu unterstützen und Kenntnisse zu

IN DER MITTE: FACHKRÄFTE

vermitteln, die sie dazu befähigen sollen, das Projekt in Eigenregie weiterzuführen, entsteht bei Langzeiteinsätzen viel eher das Gefühl einer echten Zusammenarbeit – und dies hat auch Auswirkungen auf die Rolle, die die ausländische Fachkraft einnimmt. Um koloniale Verhaltensmuster zu vermeiden, legt die AGEH, wie andere Entsendeorganisationen, bei der Vorbereitung der Fachkräfte großen Wert darauf, deren Rolle genau zu hinterfragen und zu thematisieren. Wir sind nicht hier, um den Menschen beizubringen, wie sie arbeiten sollen, sondern um sie zu begleiten, zu unterstützen und zu beraten – deshalb sollen wir möglichst wenig Verantwortung übernehmen.

Dennoch sind die Strukturen der Entwicklungszusammenarbeit an sich nicht am Prinzip der Augenhöhe ausgerichtet, und dies betrifft nicht nur die Projektarbeit selbst, sondern auch die Weltanschauung. „Wenn ich eins gelernt habe, ist es, dass viele vermeintliche Wahrheiten und Prinzipien nicht so selbstverständlich sind, wie wir meinen“, gibt Eva Tempelmann zu bedenken. „Es gibt nicht nur eine Art, durchs Leben zu gehen, zu arbeiten oder zu kommunizieren, und wenn wir offen sind, kann die Zusammenarbeit uns vor allem auch in diesem Bereich enorm inspirieren. Wovon wir definitiv wegkommen müssen, ist die Einstellung, dass wir aus dem Norden kommen und denen im Süden erzählen, wie es läuft. Diesbezüglich ist aber gerade die AGEH mit ihrem Ansatz des Weltendienstes auf einem sehr guten Weg.“

Das europäische Modell als Vorbild?

„Ich bin nicht hier mit dem Anspruch, Prozesse anzustoßen, die sich am europäischen Vorbild orientieren – auch wenn das immer wieder von mir erwartet wird“, sagt auch Anne Erbe. Sie arbeitet in ihrem Projekt unter anderem mit einer Gruppe junger Frauen zum Thema Selbstbestimmung und Gewalt gegen Frauen. Sie betont: „Die Haltung kann nicht sein, dass bolivianische Frauen ähnliche Schritte gehen sollen wie zum Beispiel wir Frauen in der Berliner Frauenbewegung

der 80er und 90er Jahre. Die konkreten Verhältnisse sind hier ganz andere, auch wenn viele Bolivianerinnen selbst behaupten, sie seien eben in der Entwicklung hinterher und bräuchten noch etwas Nachhilfe.“ Mit solchen Bemerkungen werde auch ich hier immer wieder konfrontiert. Es gibt viele Bolivianer*innen, die die hiesige Realität am Modell des „Nordens“ messen und dafür eigene Werte, Kenntnisse und Erfahrungen geringschätzen. „In ländlichen Gemeinden werde ich als Europäer automatisch mit ‚Doktor‘ oder ‚Ingenieur‘ angesprochen“, sagt auch Mattes Tempelmann, der als AGEH/COMUNDO-Fachkraft in Peru im Einsatz ist. „Ich sage dann immer: Ich bin der Mattes, und ihr könnt mich duzen. Und statt als Experte aufzutreten, der nur doziert, wende ich in den Workshops immer partizipative Methoden an. Dies ist aber nicht nur eine Formsache, denn tatsächlich sind die Menschen vor Ort ja die Expert*innen, was die Situation in ihren Gemeinden betrifft – was wir bieten können, ist vor allem methodische Unterstützung.“ Diesen Ansatz pflegt auch Andres Dehmel: „Ich kann nicht hierher kommen und zu meinen lokalen Mitarbeiter*innen sagen: Ich weiß, wie Sozialarbeit funktioniert. Tatsächlich weiß ich nur, wie Sozialarbeit in Deutschland funktioniert. Ihr dagegen kennt die gesellschaftlichen Strukturen und die sozialen Herausforderungen hier vor Ort. Wenn wir unser Wissen und unsere Erfahrungen zusammentragen, können wir voneinander lernen und gemeinsam Ziele und Strategien entwickeln.“ Die Arbeit als ausländische Fachkraft ist ein ständiger Balanceakt zwischen Zurückhaltung und dem Versuch, seine Kenntnisse so nützlich wie möglich einzubringen. Dies gelingt vor allem, wenn man sich dieser Herausforderung bewusst ist. „Ich nehme je nach Situation verschiedene Rollen ein“, sagt Mattes Tempelmann. „Manchmal bin ich dann halt doch der Experte, wenn es darum geht, auf einer Konferenz ein Referat über Kartierungen zu halten oder gewisse Prozesse in der Partnerorganisation aufzugleisen. Aber vor allem in den ländlichen Gemeinden bin ich bewusst viel zurückhaltender.“

*Rechts: Mit der Produktion von Filmen baut Nicole Maron die Präsenz ihrer Partnerorganisation ACOVICRUZ (Asociacion de Comites de Vigilancia de Santa Cruz) in sozialen Medien aus.
Foto: Comundo*

Der Norden ist es, der sich entwickeln muss

Um die Arbeit von AGEH, jetzt AGIAMONDO, auch strukturell noch mehr im Sinn von Austausch, Zusammenarbeit und gegenseitigem Lernen zu gestalten – und damit der Haltung Rechnung zu tragen, die sowohl die Führungskräfte der Organisation als auch viele Fachkräfte explizit vertreten –, ist der Ansatz „Vom Entwicklungsdienst zum sozial und ökologisch ausgerichteten Weltdienst“ richtungsweisend und von größter Bedeutung. Denn hinter der Idee von Süd-Süd- und Süd-Nord-Einsätzen steckt eine Haltung, die mit den alten kolonialen Strukturen ernsthaft zu brechen versucht. Die vollumfängliche Anerkennung der Tatsache, dass nicht nur Fachkräfte aus dem Norden über Wissen verfügen, welches den Wert hat, weitergegeben zu werden, stellt einen entscheidenden Paradigmenwechsel dar. Die Geringschätzung und Entwertung anderer Arten von Wissen, Erfahrungen und Spiritualität hat sich in den letzten 500 Jahren so normalisiert, dass wir uns dessen oft gar nicht mehr bewusst sind.

Der Wandel der AGEH zu AGIAMONDO und zum „Weltdienst“ kann in diesem Kontext der Anfang einer echten Zusammenarbeit werden, in der wir den Mut haben zu sagen: Wenn wir unseren Planeten retten wollen und weltweite Gerechtigkeit anstreben, müssen wir endlich zugeben, dass *wir* etwas ändern – dass *wir* uns entwickeln müssen. Und

dafür brauchen wir Unterstützung aus den Ländern des Globalen Südens, in denen Kenntnisse vorhanden sind, über die wir nicht verfügen. Wir müssen den Gedanken zulassen, dass Menschen aus den Ländern, die wir seit Jahrzehnten als Entwicklungsländer oder gar als Dritte Welt bezeichnen, uns etwas beibringen können – beibringen müssen, wenn wir auch nur die geringste Chance haben wollen, die globale Katastrophe abzuwenden. Deshalb ist das Projekt Weltdienst nicht ein x-beliebiges weiteres innerhalb der Entwicklungszusammenarbeit, sondern birgt die Chance, einen echten Paradigmenwechsel einzuläuten. Es bleibt zu hoffen, dass dafür längerfristig die erforderliche Überzeugung, das erforderliche Engagement und die erforderlichen Finanzmittel vorhanden sind – denn ein solcher Werte- und Haltungswandel vollzieht sich nicht innerhalb weniger Jahre. Doch auch diesbezüglich besteht Vertrauen in die Organisation: „Die AGEH war seit ihrer Gründung auch Initiatorin zahlreicher Innovationen, die andere Personaldienste der Entwicklungszusammenarbeit später übernommen haben“, sagt Andres Dehmel. In diesem Sinn gratuliere ich der AGEH ganz herzlich zum Jubiläum. Und zu AGIAMONDO: auf die nächsten 60 innovativen und engagierten Jahre!

Nicole Maron Oscamayta,

Journalistin und Autorin, ist über die Schweizer Organisation COMUNDO als Fachkraft in einem Projekt der Entwicklungszusammenarbeit in Bolivien tätig.

